

30 Tage Famulatur in Nairobi, Kenya, Kenyatta National Hospital

In den Semesterferien nicht nur Famulatur abzuarbeiten, sondern auch etwas zu erleben und zu genießen, das war meine Motivation für diese etwas andere Famulatur. Eine Famulatur, bei der man weniger theoretisch lernen würde als in Deutschland, aber dafür mit mehr und hier selteneren Erfahrungen zurückkehrt. Für mich spielten auch die Faszination Afrika, Wärme statt Winter in Deutschland und einfacher Kontakt eine Rolle. Ich habe mich per Mail an Florence (deanmedic@uonbi.ac.ke), die Sekretärin des Direktors des Kenyatta National Hospitals gewandt. Innerhalb einer Woche hatte ich eine Antwort und musste ihr nur noch einen „Letter of Recommendation“ zusenden, zuvor hatte ich nur einen einfachen englischen Lebenslauf geschickt. Ich habe jedoch auch von anderen Studenten gehört, die trotz mehrfacher Anfrage keine Antwort erhalten haben. In der Mail wurde ich darauf hingewiesen, dass ich eine Krankenversicherung selbst organisieren muss, was ich sowieso schon getan hatte. Ich habe mich für eine 1-Jahres Auslandsversicherung der DKV für 10€ entschieden, es gibt aber noch weitere Angebote. Als nächstes standen dann Termine beim Betriebsarzt der Uniklinik an, zuerst eine Impfberatung und im Anschluss die entsprechenden Impfungen. Verpflichtend war keine zur Einreise aus Deutschland, ich habe mich trotzdem gegen Gelbfieber, Tollwut, Cholera und Meningokokken impfen lassen und auch Malariaprophylaxe genommen (nicht in der Anfangsphase, in der ich nur in Nairobi war). Sprachlich habe ich mich nicht vorbereitet, im Vorfeld habe ich ein Kiswahili-Wörterbuch geschenkt bekommen, was vor Ort ganz nett war um ein paar Worte zu können, mit Englisch kam man aber überall problemlos zurecht, da Kenia eine sehr hohe Rate an Schulgängern hat und Englisch Unterrichts- und offizielle Amtssprache ist.

Ein Studentenwohnheim oder andere von der Klinik vermittelte Wohnmöglichkeiten gab es leider nicht. Über Kontakte zu anderen Deutschen Studenten, die in Nairobi waren, habe ich eine Wohnung in den „Lynx Apartments“ gefunden, einem recht einfachen Wohnblock wo einige Studenten wohnen. Stromausfall und leere Wassertanks, ein winziges Apartment und für deutsche Verhältnisse schmutzige Flure in Kauf nehmend, konnte man dort recht günstig wohnen. Andere haben über Airbnb oder andere Websites teils auch Familien gefunden, die sogar gekocht haben, ohne dass man dafür horrenden Summen hätte zahlen müssen. Da gehört sicherlich etwas Glück und der Rechte Zeitpunkt dazu. Im Gegensatz zur Wohnung konnte man bei Lebensmitteln nicht so stark sparen, verglichen mit Deutschland sind die Lebensmittelpreise vielleicht etwas günstiger, wenn

man nicht unbedingt Marken-Produkte kauft, für das Durchschnittseinkommen der Kenianer sind die Lebensmittel aber extrem teuer. Man kann teilweise recht günstig warme Mahlzeiten in Restaurants bekommen, trifft dort aber auch auf sehr einfache Verhältnisse. Von meiner Wohnung war das Krankenhaus glücklicherweise fußläufig in ca. 15-20min erreichbar, denn Nairobi steht im Stau. Wer kann fährt mit einem privaten Auto, als öffentliche Verkehrsmittel dienen Motorrad-Taxis, das schnellste, aber auch riskantes Verkehrsmittel, und „Matatus“, Kleinbusse in VW-Bully Größe, aber mit 12-15 Sitzen. Für unter 1€ kann man damit eigentlich überall in Nairobi hinkommen, es dauert nur seine Zeit. Schneller als PKW sind diese Busse trotzdem, da sie auch gerne mal neben der Straße fahren oder über Abbiege-Spuren überholen. Es gibt keinen fixen Fahrplan, in der Regel wird einem aber gut geholfen, wenn man Passanten fragt. GoogleMaps zeigt auch Verbindungen an, die als grobe Orientierung sehr hilfreich sind. Neben den Matatus gibt es noch etwas größere, Reisebus-artige Busse, die nach den Betreibern (Citty Hoppla, KBS) benannt sind.

Für komfortablen und sicheren Transport ist in Kenia Uber weit verbreitet, vor allem Nachts ist das eine gute Alternative zu den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Am ersten Arbeitstag wurde ich zum Glück von einer anderen deutschen Studentin zum Deansoffice gebracht, sodass ich nicht lange suchen musste. Ich musste sagen in welche Abteilung ich möchte, ein paar Daten auf Zettel schreiben und 500\$ Studiengebühren zahlen, für die ich nur unter großen Mühen nach über 2 Monaten schlussendlich eine Quittung bekam. Mit einem Schreiben wurde ich dann zum Büro der Chirurgie gebracht, um dies dort abzugeben und am nächsten Tag dann meine „Arbeitserlaubnis“ für die Station abzuholen. So lief es auch für anderen Stationen, z.B. bei Stationswechsel. Bis man dann anfang zu arbeiten, konnten auch schnell 3 Tage verstreichen.

Wenn man dann auf einer Station ist, wird man schnell merken, dass es oft große Visiten mit Unmengen an Studenten und Ärzten gibt, auf der Chirurgie auch gerne mal mit über 50 Leuten die auf der Visite mitgehen. Ansonsten fand bei mir kein Studentenunterricht statt und ich musste sehr darum kämpfen, dass mir Sachen erklärt werden. Blutabnehmen oder ähnliche Tätigkeiten durfte ich leider nicht durchführen, auf anderen Stationen hätte man aber wohl mit selbstsicherem Auftreten quasi alles machen dürfen. Da gibt es auf jeden Fall große Unterschiede zwischen den Fachbereichen, anwesenden Ärzten, sonstigem Personal...

Ich habe die meiste Zeit das Gefühl gehabt, dass sich niemand dafür interessiert, ob man anwesend ist oder auch nicht. Die Unterschrift zur Bestätigung meiner Famulatur habe ich vom Deansoffice innerhalb der ersten Woche bekommen.

Einen typischen Alltag gab es nicht wirklich, ich bin jeden morgen gegen 8:30 Uhr auf Station oder in den OP gegangen. Auf Station ging es in unterschiedlich lange Visiten, die teilweise bis zu 4 Stunden ging. Im OP lief meistens nichts vor 9:30 Uhr und meistens auch nicht allzulang. Mein Tagesablauf richtete sich dann stets nach den anliegenden Fällen, falls sich bis dahin jemand für mich zuständig fühlte, wurde ich gegen Mittag nach Hause geschickt. Meist habe ich mich selbst nach interessanten Fällen umgesehen oder bei verschiedensten Operationen zugesehen. Die durchgeführten Operationstechniken glichen denen in Deutschland, die Sorgfältigkeit und Routiniertheit fehlte aber den meisten Ärzten. Kaiserschnitte wurden teils von Assistenzärzten, die zuvor noch keinmal selbst diese OP durchgeführt hatten, ohne Supervision durchgeführt. Bei Laparoskopischen OPs war das Hauptproblem die Technik - die Monitore fielen aus, das Gas war leer oder die Instrumente funktionierten nicht.

Der größte Unterschied zu deutschen Krankenhäusern lag jedoch auf den Stationen, die Zimmer waren meist deutlich größer als in Deutschland, die Betten klappriger und abgenutzter und bis zu 3fach belegt. Die pflegerische Krankenversorgung wurde hauptsächlich durch die Familien übernommen und Waschräume und Toiletten waren meist sehr ungenügend vorhanden.

In einem Krankenhaus in Kenia kann man viele neue Erfahrungen machen, die man in Deutschland nie machen würde. Aber auch außerhalb des Krankenhauses bietet das Land zahlreiche Eindrücke.

Safaris mit allen Wildtieren, die man sich träumen lassen kann, schneeweiße Sandstrände die von Palmen gesäumt sind, Schnorcheln im warmen Wasser, enge von Korallenstein-Häusern gesäumte Gassen, durch die Esel ihrer Wege ziehen... Man könnte vermutlich ewig so weiter machen, denn das Land hat unzählig viele sehenswerte Orte. Doch es gibt auch andere Seiten an Kenia - Slums, verdreckte Flüsse, Straßen und Landstriche, teils bitter arme Bevölkerung, Straßenkinder, die ihr Leid in Lösungsmittel ertränken.

Als Weißer („Mzungu“) fällt man auf und wird ständig angesprochen, die Leute wollen Geld, etwas verkaufen oder helfen einem und verlangen dann für z.B. eine Wegbeschreibung auch Geld. Oft verfallen sie dabei auch in jammernde Erzählungen, wie schlecht es ihnen geht - was sicherlich oft stimmt, vor allem im Vergleich zur hiesigen Lebensweise. Auch das permanente Zahlen von „Touristenpreisen“, die auch das 10fache der normalen Preise sein können, wird irgendwann lästig und belastet unterschwellig.

Den negativen Erfahrungen mit Einheimischen muss man aber auch entgegenhalten, dass ich zwei mal von Fremden Leuten an der Straße mitgenommen wurde, ohne dass sie Geld dafür haben wollten. Der eine betonte sogar, dass es ihm keineswegs ums Geld ginge, sondern er nur meine Sicht auf Kenianer verbessern wolle, was er auf jeden Fall geschafft hat!

Die Sicherheitslage in Kenia ist auch noch zu erwähnen. An Einkaufszentren, Bahnhöfen und öffentlichen Gebäuden wird mehr oder weniger streng kontrolliert, es patrouillieren Soldaten und man wird gescannt. Es gibt ab und zu Anschläge und Entführungen, die dann auch in Deutschland in den Nachrichten zu finden sind und gerade im Norden des Landes wohl noch etliche weitere, die hier weniger Beachtung finden.

Nairobi wird von den Einheimischen auch als „Nairobbery“ bezeichnet. Man sollte stets auf seine Wertgegenstände acht geben und z.B. im Auto bei offenem Fenster nicht am Handy sitzen. Übervorsichtig braucht man jedoch auch nicht zu sein, ich habe mein Smartphone auf der Straße durchaus genutzt und auch Geld, wenn auch nicht in großen Summen, mit mir rumgetragen.

Wirklich unsicher habe ich mich nicht gefühlt, ein paar mulmige Momente gab es jedoch und ich weiß von einigen, die bestohlen/ ausgeraubt wurden.

Ein letzter Tipp ist noch, sich für Aufenthalte in Kenia eine SIM von dortigen Anbietern wie Safaricom zu kaufen. Selten hat man WLAN, auch durch die Stromausfälle bedingt, und außerdem kann man sich mit der SIM beim mobilen Bezahlendienst M-PESA anmelden, womit man quasi überall zahlen kann, jedenfalls öfter als mit VISA, sodass man nicht unbedingt große Summen Bargeld mit sich herumtragen muss.

Rückblickend bin ich sehr froh dieses Abenteuer gewagt zu haben, auch wenn nicht alles schön war. Die guten Erinnerungen bleiben und auch die Erfahrungen aus dem Krankenhaus werden mich lange begleiten und wertschätzen lassen, wie gut es uns hier geht.